

Beschuldigter: DNA beweise Affäre, nicht die Tat

Bezirksgericht Meilen Nach über 20 Jahren könnte ein brutales Verbrechen doch noch gesühnt werden. Ein Italiener stand gestern wegen Mordes an einer betagten Millionärin aus Küsnacht vor Gericht. Er bestreitet jedoch alles. Das Urteil steht noch aus.

Michel Wenzler

24 Jahre – so lange hat es gedauert, bis nun möglicherweise der Täter zur Rechenschaft gezogen wird, der eine 87-jährige Millionärin in deren Küsnachter Villa umgebracht hat. Ein mittlerweile 78-jähriger Italiener stand deswegen gestern vor dem Bezirksgericht Meilen.

Die Staatsanwaltschaft wirft ihm vor, er sei in die Villa eingestiegen, um Geld und Wertgegenstände zu stehlen. Dabei soll er auf die betagte Frau gestossen sein. Gemäss Anklageschrift schlug er mehrmals gegen ihren Kopf und Körper und fesselte sie anschliessend mit Schnürsenkeln, Packschnüren und einer Wäscheleine. Das Opfer erlag daraufhin qualvoll seinen Verletzungen.

Vom Täter fehlte jedoch nach diesem verhängnisvollen Julitag im Jahr 1997 jede Spur. 2016 wurde die Polizei aber auf den Beschuldigten aufmerksam. Er hatte in Thun eine Juwelierfamilie überfallen und dafür eine Freiheitsstrafe von siebeneinhalb Jahren erhalten, die er noch absitzt. Seine DNA ergab einen Treffer in der Datenbank: Sie führte zum ungeklärten Fall in Küsnacht, wo damals dieselben Spuren sicher gestellt worden waren.

«Ich war das Sexspielzeug»

Der Beschuldigte ist bereits in Italien und in anderen Ländern mehrfach wegen Raubes, Diebstahls und Gewaltdelikten verurteilt worden. Am Bezirksgericht Meilen beantwortet er die Fragen der Richterin zunächst ruhig und meist mit wenigen Worten. Erst als er zur Tat selbst befragt wird, braust er auf. Den Vorwurf, die



Der Beschuldigte (vorne rechts) vor dem Bezirksgericht Meilen: Erst ruhig, dann aufbrausend. Illustration: Robert Honegger

Küsnachter Millionärin umgebracht zu haben, bezeichnet er als absurd. «Wie soll ich eine fast 90-jährige Frau schlagen? Nur ein Verrückter würde so etwas tun.»

Als Erklärung, weshalb seine DNA auf den Kleidern der Toten,

im Knotenbereich der Fesseln und auf einer Schere gefunden worden ist, bringt er eine Affäre ins Spiel. Er habe die Frau während neun Monaten wiederholt besucht – etwa zweimal im Monat. Deshalb gebe es von ihm

Spuren im Haus. Er sei jeweils einige Tage geblieben und habe dafür mehrere Tausend Franken erhalten. Sich selbst bezeichnet er als «Sexspielzeug» der Frau. Er spricht gar von einer Sado-maso-Sexbeziehung.

Ob er sich denn nie gewundert habe, dass sich die Frau plötzlich nicht mehr bei ihm gemeldet habe, will die Richterin schliesslich wissen. Der Beschuldigte zuckt mit den Schultern, er räumt ein, dass ihm dies egal gewesen

sei. «Ich wusste nie, wie sich diese Frau verhält. Vielleicht hatte sie einen Jüngeren gefunden.»

Das alles seien schlicht Lügen, sagt der Staatsanwalt. Die Schilderungen des Beschuldigten, den er als Berufskriminellen bezeichnet, nennt er eine «hanebüchene Geschichte». Er beantragt eine Freiheitsstrafe von elf Jahren und klagt auf Mord, da dies das einzige Delikt ist, das nach so langer Zeit noch nicht verjährt ist. Bei vorsätzlicher Tötung beispielsweise beträgt die Verjährungsfrist 15 Jahre – der Täter käme in diesem Fall ungeschoren davon.

Freispruch gefordert

Angesichts der brutalen und grausamen Tat handle es sich aber eindeutig um Mord, sagt der Staatsanwalt. «Wer eine alte Dame derart zusammenschlägt und als Paket verschnürt liegen lässt, nimmt ihren Tod in Kauf. Es ändert nichts daran, dass die Frau noch lebte, als der Täter die Villa verliess.»

Anders sieht dies die Verteidigerin. «Es war kein Mord, sondern ein versuchter Raubüberfall», sagt sie. Und dieser wäre inzwischen verjährt. Ihr Mandant komme aber ohnehin nicht für die Tat infrage. An einem Tatort gebe es immer verschiedene Spuren. «Dass seine DNA gefunden wurde, ist kein Beweis dafür, dass er auch der Täter ist.» Die Verteidigerin fordert deshalb einen Freispruch.

Das Bezirksgericht hat das Urteil noch nicht gefällt. In seinem Schlusswort räumt der Beschuldigte indessen ein, dass er ein Egoist sein möge. «Aber ich habe diese Frau glücklich gemacht.»

Gut gebrüllt

Was hilft denn nun wirklich gegen Randalen im Stadion?

Wir haben uns hilflos an die Fussballfans im Kantonsrat gewandt.

Es gab mal eine Zeit, da wagten sich die Zürcher Behörden ernsthaft an unerhörte Ideen, wenn es mal chlöpfte beim Fussball. Sie testeten zum Beispiel ungefährliche Pyro-Alternativen, damit es in den Fankurven keine Verletzten mehr gibt. Lang ists her. Heute herrscht eine Woche nach den Ausschreitungen beim Derby mal wieder das übliche Kopfan-Kopf-Rennen: Empörung, Ignoranz und Gleichgültigkeit machen den Pokal für die abgelutschteste Reaktion unter sich aus. Und am Ende bleibt alles beim Alten.

Warum hat nie jemand erwogen, den überdrehten Kampf der beiden Fanlager um die Alleinherrschaft in Zürich mit den eigenen Mitteln auszukontern? Jedes Mal, wenn eine Seite sich einen Ausraster leistet, wird die ganze Stadt einen Tag lang mit den Fahnen der Gegenseite geschmückt: Festbeflagung wie am Sechseläuten, von Amtes wegen. Ein verrückter Vorschlag, klar, aber wenigstens ein unverbraucher. Weil es wahrscheinlich noch etwas bessere gibt, haben wir die

fussballbegeisterten Kantonsrätinnen und Kantonsräte zum Brainstorming eingeladen.

Markus Bischoff (AL, Zürich) glaubt, dass unsere Liga ein kulturelles Problem hat: «Bei uns gehen fast nur junge Männer in die Fankurve, und die neigen nun mal zu Gewalt», sagt der St.-Gallen-Fan.



Schimpftiraden wie von FCZ-Boss Canepa brächten nichts. Bischoff hatte als Strafverteidiger schon mit Fans zu tun, die von anderen «verklöpft» wurden. Das seien brave Buben, dennoch hätten sie die Täter nicht verpfeifen wollen. «Wäre die Hälfte der Fans Frauen, sähe das ganz anders aus.» Er hofft auf ein attraktives neues Fussballstadion, das andere Leute anzieht.

Sarah Akanji (SP, Winterthur) ist Verteidigerin beim FC

Winterthur, einem Verein, dessen Umgang mit Fans viele für vorbildhaft halten. Sie sagt: «Die Fans haben bei uns viel Gestaltungsspielraum, aber wenn etwas passiert, sind sie auch gemeinsam verantwortlich.» Akanji ist der Ansicht: Wenn sich ein Problem wiederholt, muss ein Verein mehr Mittel investieren in den Dialog. Auch präventiv.

Da schaltet sich spontan **Selma L'Orange Seigo** (Grüne, Zürich) ein – die gleich deklariert, dass sie «nichts von Fussball versteht», aber als Sozialpsychologin ein Interesse am Thema habe: «Jemand muss mit diesen Leuten reden. Wer sind sie überhaupt? Warum machen sie so was?» Sie denkt, dass man dann Punkte findet, bei denen man ansetzen kann.

Dass die Clubs mehr investieren sollen, schlägt auch **Beat Huber** (SVP, Buchs) vor – allerdings denkt er nicht an die Fanarbeit, sondern an die Stadionsicherheit. Da die Clubs wirtschaftlich von den Fankurven profitieren, müssten sie ein Interesse daran haben, die Unruhestifter raus-

zuholen, sagt der frühere Coach des FC Kantonsrat. Das heisst: vorübergehend deutlich mehr Sicherheitspersonal aufbieten und in die Kurve stellen.

Ähnlich sieht es **Esther Guyer** (Grüne, Zürich), die den Fussball jeweils links liegen lässt, sobald die Eishockeysaison beginnt. Sie hat in ihrem Lieblingssport beobachtet, dass es anders geht: «Beim ZSC gehen die Sicherheitskräfte jeweils rauf in die Ränge und reden gezielt mit den Leuten, wenn etwas los ist.» Wenn das im Fussballstadion nicht möglich sei, müssten die Clubs mehr investieren.

Gewundert über die offensichtlichen Sicherheitslücken beim letzten Derby hat sich **Tobias Langenegger** (SP, Zürich), als FCZ-Anhänger regelmässiger Gast im Stadion. Auch er findet, die privaten Sicherheitsdienste müssen besser werden. Allerdings nicht nur auf Kosten der Clubs: «Denn wenn es nicht im Stadion eskaliert, eskaliert es draussen – und dann zahlt es eh die öffentliche Hand.»

Marius Huber

Eine Mehrheit befürwortet ganzjährige Sonntagsverkäufe

Kantonsrat St. Gallen hat sie. Das Tessin hat sie auch. Die Bergkantone ohnehin. Aber Zürich nicht: stets offene Läden in einem grösseren Gebiet wie etwa dem Zürcher Niederdorf. Das wollen GLP, FDP und SVP mit einer parlamentarischen Initiative ändern, und zwar mit einem Trick.

Laut Cristina Cortellini (GLP, Dietlikon) stehen die Zürcher oder die Winterthurer Innenstadt oder die Winterthurer Innenstadt oder die Bellinzona in nichts nach. Im Gegenteil: Mit 2,6 Milliarden Franken Wertschöpfung sei der Kanton Zürich die grösste Tourismusregion der Schweiz, sagte sie gestern im Kantonsrat.

Mehr Jobs, mehr Komfort

Tourismus ist der Trick. Das Wort «Tourismusgebiete» soll im Ladenöffnungsgesetz neben «Zentren des öffentlichen Verkehrs» stehen. In den ÖV-Zentren gelten liberalere Öffnungszeiten. Läden dürfen auch am Sonntag geöffnet sein, rund ums Jahr.

Cortellini fordert dasselbe Regime in Zürcher «Kur-, Sport-, Ausflugs- und Erholungsgebieten sowie Gebieten, die historisch oder kunstgeschichtlich bedeutsam» sind. Dies soll auf Antrag möglich sein und für ganze Gemeinden oder für Teile davon gelten. Für Cortellini gäbe es fast

nur Vorteile: mehr Komfort für die Kundschaft, mehr Touristen, mehr Teilzeitjobs für Studenten und Wiedereinsteigerinnen.

Ambivalente Mitte

Mitinitiant Marcel Suter (SVP, Thalwil) sagte, viele Personen arbeiteten gern am Sonntag. Christian Schucan (FDP, Uetikon am See) betonte: Wer nicht öffnen wolle, müsse nicht. Da widersprach Lorenz Schmid (Mitte, Männedorf): «Das funktioniert nur, wenn in einem Gebiet alle mitmachen.» Aber ja, die Umsätze mit den Touristen stiegen und seien immer wichtiger. In den Apotheken betrage der Anteil bereits bis zu 50 Prozent.

«Ich bezweifle, dass die Leute gern am Sonntag arbeiten», sagte Mark Wisskirchen (EVP, Kloten). Kleine Geschäfte würden gegenüber den Ketten benachteiligt, kritisierte Hannah Pfalzgraf (SP, Mettmenstetten). Jasmin Pokerschnig (Grüne, Zürich) wunderte sich, dass die GLP «mehr Konsum und Mobilität» propagiere.

SVP, FDP, GLP und Mitte setzten sich mit 95 Stimmen durch. Für die vorläufige Unterstützung der Initiative wären nur 60 von 180 Stimmen nötig gewesen.

Pascal Unternährer